

Cristina Rita Parau (Düsseldorf)

Die Rezeption der deutschen Romantik um 1900. Eine poststrukturelle Analyse

Die Bücher gegen den Strukturalismus (oder jene gegen den Nouveau roman) haben genaugenommen keinerlei Bedeutung; sie können nicht verhindern, daß der Strukturalismus eine Produktivität besitzt, welche die unserer Epoche ist.

Gilles Deleuze

1. Von der Notwendigkeit von Turns und Trends

Linguistic turn und *iconic turn* werden von den Begründern, Theoretikern und Philosophen der letzteren Richtung dergestalt als konträre Forschungsgrundlage bewertet, dass sie die Funktion einer autonomen, eigene Grundlagen, Regeln und Gesetze formulierenden Bildwissenschaft generell in der Überwindung der sprachwissenschaftlichen Determinierung des Wissens sehen. Die bestehende Dichotomie zwischen den beiden Strömungen spiegelt einen ähnlich elementaren, geschichtlichen Einschnitt in die kulturwissenschaftliche Methodik wie die Opposition von synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft in der Nachfolge des theorieprägenden Genfer Gelehrten Ferdinand de Saussure. Beide Zäsuren bedeuten nicht die Ersetzung des einen durch ein anderes, sondern – allerdings oft genug mit dem jeweiligen Alleinvertretungsanspruch – die Ergänzung des Traditionellen, die Parallelisierung möglicher Denkweisen und die wegen neuer geschichtlicher Bedingungen konsequente Eröffnung zusätzlicher, auch grundsätzlich anderer Perspektiven. Die Ordnungsstruktur des synchronischen Denkens nimmt z.B. die Gleichzeitigkeit der Prozesse der gesellschaftlichen Entwicklung im Rahmen der sich internationalisierenden und vervielfältigenden Wirtschaft, des in verzugsarmer ›Echtzeit‹ komplex verwobenen Handels und der Struktur des neuen wissenschaftlichen Denkens auf. Der *iconic turn* ist historisch notwendig mehr als ein modischer Trend oder Turn, weil er die Entwicklung der Medien und ihrer Techniken – darauf hat Walter Benjamin schon früh mit dem Begriff ›Reproduzierbarkeit‹ und mit der kritischen Betrachtung der ›Aura‹ eines Kunstwerks aufmerksam gemacht – die geschichtliche Entwicklung medialer Kommunikation und Repräsentation theoretisch beantwortet und umsetzt.

Wie der *linguistic turn*, der im Grundsatz die Welt als Sprache auffasst, sich allein schon auf strukturalistischer und poststrukturalistischer Ebene in unterschiedlichen Ausprägungen von der Prager Schule bis zu Tel Quel darstellt, so zeigt sich auch die Begriffsbildung einer autonomen Bildwissen-

schaft in zahlreichen Facetten. Lambert Wiesing, Philosoph und Theoretiker der Bildlichkeit, hat in seinem Aufsatz *Die Hauptströmungen der gegenwärtigen Philosophie des Bildes* drei Richtungen der Philosophie des Bildes unterschieden: den ›zeichentheoretischen Ansatz‹, als dessen Hauptvertreter er Nelson Goodman mit *Sprachen der Kunst* ansieht, den ›wahrnehmungstheoretischen Ansatz‹ als Gegenposition, den er im Wesentlichen von Konrad Fiedler und Edmund Husserl begründet sieht, und den ›anthropologischen Ansatz‹, den er an den Positionen von Hans Jonas, Jean-Paul Sartre, Hans Belting und Vilém Flusser erläutert.¹

Die Beispiele von Jonas, Flusser und Sartre stehen zwar nicht in gleicher Weise, aber doch gleichermaßen für den zentralen Grundgedanken einer jeden anthropologischen Bildtheorie: Die bildliche Vorstellung ist nicht nur die Bedingung einer bestimmten Tätigkeit von Menschen, eben der Bildproduktion, sondern in der Fähigkeit der Bildproduktion gilt es eine Bedingung der Möglichkeit von Bewusstsein und menschlichem Dasein zu sehen.²

Vilém Flusser auf diese anthropologische Aussage einzuschränken, bedeutet zu verkennen, dass er in der bildtheoretischen Deutung der Mehrdimensionalität von Codes und der prismatischen Theorie der Perspektive eine radikale Medientheorie entwickelt, deren wichtigster Gedanke die Ablösung oder gar vollständige Auflösung der Schreibsysteme ist.

Diese Auffassung ist das *Tertium Comparationis* zu den poststrukturalen Thesen von Gilles Deleuze und Félix Guattari, die in den Metaphern »Rhizom« und »Nomadologie« die in der Sprache und in der Geschichte erscheinende Ordnung dekonstruieren wollen, indem sie die Sprache und die Geschichte selbst dekonstruieren, um das »leere Feld«,³ einen symbolischen Raum topischer Relationen, als Struktur zu bestimmen. Dieser Raum hat transzendentalen Charakter: »Der Strukturalismus ist nicht von einer neuen Transzendentalphilosophie zu trennen, in der die Orte wichtiger sind, als das, was sie ausfüllt.«⁴ Die Orte sind folglich als eine Art Platzhalter zu verstehen, deren Beziehungen zueinander wechseln und einen dynamischen Raum entstehen lassen. Die Korrelationen werden sich selbst zum Thema, als Konsequenz des Selbstbezugs entstehen iterativ stets erneute Meta-Bezugssysteme, deren Fortsetzung unendlich ist. Ein solches Raummodell erinnert an die infinitesimale Mathematik und Philosophie von Gottfried Wilhelm Leibniz, die die Ästhetik des Unendlichen der Romantik beeinflusst

¹ Vgl. Lambert Wiesing: *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005 (stw; 1737), S. 17–36.

² Vgl. ebenda, S. 22.

³ Gilles Deleuze: *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Berlin: Merve 1992, S. 41.

⁴ Ebenda, S. 17.

hat. Es entsteht der Raum einer symbolischen Ordnung. Ihr stehen unverbunden gegenüber das Imaginäre und das Reale.

Das erste Kriterium des Strukturalismus ist nun die Entdeckung und Anerkennung einer dritten Ordnung, eines dritten Bereiches: des Symbolischen. Die Ablehnung, das Symbolische mit dem Imaginären sowie mit dem Realen zu vermengen, bildet die erste Dimension des Strukturalismus: »Es ist immer im Symbolischen selbst ein Drittes zu suchen; die Struktur ist zumindest triadisch, ohne diese würde es nicht ›zirkulieren‹ – zugleich irrationales und dennoch nicht imaginierbares Drittes.«⁵ Wie die Infinitesimalität des Raumes geht auch ein weiteres Merkmal auf die Leibnizsche Philosophie und ihre Tradition bis zu Raimundus Lullus und seine *ars magna* (als Grundmodell der *ars combinatoria*) zurück – die kombinatorische Systematik:

Wenn zunächst die symbolischen Elemente weder die äußerliche Bezeichnung noch innere Bedeutung haben, sondern einen Sinn, der aus der Stellung hervorgeht, so muß man als Prinzip setzen, daß *der Sinn immer aus der Kombination von Elementen resultiert, die selbst nicht bezeichnend sind*.⁶

Gilles Deleuze überführt mit seiner Darstellung des Strukturalismus das linguistische Modell in eine transzendentalphilosophische Form infinitesimalen und kombinatorischen Charakters. Strukturalismus wird zur Transzendentalphilosophie. Als Zeugen dieser Auffassung führt Deleuze etwa Michel Foucault, Claude Lévi-Strauss oder Jacques Lacan an und stellt damit das gesamte strukturalistische Denken als eine transzendentalphilosophische Bewegung dar, auch wenn sich die Argumentationsformen und die Begrifflichkeiten der einzelnen Autoren unterscheiden.⁷

Die uralte Frage, wie sich die Elemente eines wie auch immer definierten symbolischen oder idealen Raumes auf die Einbildungskraft (das Imaginäre) oder die Realität (das Reale) auswirken, beantwortet Deleuze mit der Vorstellung einer »seltsame[n] statische[n] Genese«:

Auf den verschiedenen Ebenen der Struktur sind das Reale und das Imaginäre, die realen Wesen und die Ideologien, der Sinn und der Widerspruch »Wirkungen«, die als das Ende eines Prozesses, einer differenzierten, im eigentlichen Sinne strukturalen Produktion begriffen werden müssen: eine seltsame statische Genese für physikalische (optische, klangliche etc.) »Wirkungen«.⁸

⁵ Ebenda, S. 13.

⁶ Ebenda, S. 18.

⁷ Vgl. ebenda, S. 10: »Jenseits der Geschichte der Menschen und der Ideengeschichte entdeckt Michel Foucault einen tieferen unterirdischen Boden, der Gegenstand dessen ist, was er die Archäologie des Denkens nennt.«

⁸ Ebenda, S. 60.

Die Kritik an dieser eher mystischen Genese der Realität ist die Grundlage für die Entwicklung eines hermeneutischen Ansatzes, den ich *synchronische Literaturgeschichtsschreibung* nenne. Er stellt ein *operatives* Modell dar und ist der Gegensatz zu transzendentalen Auffassungen von Struktur, indem er von Überlegungen zu den Begriffen Heterogenität und Kontingenz ausgeht. Die Darstellung der Rezeption der Romantik in der Wilhelminischen Ära und in der Weimarer Zeit mit den Mitteln der *Differenzanalyse* soll paradigmatisch die Möglichkeiten dieses Modells exemplifizieren.

2. *Rhizom und Nomadologie*

Wird die Abhandlung *Woran erkennt man den Strukturalismus?* (1973) von Gilles Deleuze auf die Einleitung des Buches *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus* (1980) mit dem Titel *Rhizom* von Gilles Deleuze und Félix Guattari bezogen, stellt sich als Zusammenhang dar, dass das Rhizom eine Metapher für den strukturalen Transzendenzraum und seine Merkmale ist. Während in *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Deleuze bedeutende strukturalistische Theoretiker von Claude-Lévi Strauss bis Michel Foucault als Konstituenten und Zeugen einer transzendentalen Philosophie des Strukturalismus anführt, zeigen er und Guattari in *Rhizom* die Differenzen zwischen dem rhizomatischen und nomadologischen Denken und deren strukturaler Philosophie mit Hilfe »einige[r] ungefähre[r] Merkmale« auf. Diese Merkmale heißen: »1. und 2. Das Prinzip der Konnexion und Heterogenität«; »3. Das Prinzip der Mannigfaltigkeit«,⁹ »4. Das Prinzip des asignifikanten Bruchs«,¹⁰ »5. und 6. Das Prinzip der Kartographie und des Abziehbildes«. ¹¹ Metaphorisch steht das »Rhizom« dem »Wurzel-Buch« und dem zweiten »Wurzel-Buch«, dem »Wurzelbüschel«, ¹² gegenüber:

Ein Rhizom ist als unterirdischer Strang grundsätzlich verschieden von großen und kleinen Wurzeln. Zwiebel- und Knollengewächse sind Rhizome. Pflanzen mit großen und kleinen Wurzeln können in ganz anderer Hinsicht rhizomorph sein, und man könnte sich fragen, ob das Spezifische der Botanik nicht gerade das Rhizomorphe ist. Sogar Tiere sind es, wenn sie eine Meute bilden, wie etwa Ratten. Auch der Bau der Tiere ist in allen seinen Funktionen rhizomorph: als Wohnung, Vorratslager, Bewegungsraum, Versteck und Ausgangspunkt.¹³

Der biogenetische Ansatz dient in seiner Metaphorik dazu, das Rhizom von logischen Axiomen des Strukturalismus abzugrenzen. Die genannten Merk-

⁹ Gilles Deleuze u. Félix Guattari: *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*. Berlin: Merve 2005, S. 16f.

¹⁰ Ebenda, S. 19.

¹¹ Ebenda, S. 23.

¹² Ebenda, S. 14f.

¹³ Ebenda, S. 16.

male richten sich gegen die »binäre Logik«,¹⁴ gegen die Festlegung von Signifikant und Signifikat, gegen das zentralistische Denken, gegen die strukturalistische Topik und grundsätzlich gegen alle mimetischen Funktionen und zentrierten Systeme:

Diesen zentrierten Systemen setzen die Autoren Systeme ohne Zentrum entgegen, Netzwerke von endlichen Automaten, in denen die Kommunikation von einem Nachbarn zum anderen hergestellt wird, in denen Stränge oder Kanäle nicht schon vorgegeben sind, in denen alle Individuen untereinander austauschbar und nur durch einen momentanen *Zustand* definierbar sind, so daß die lokalen Vorgänge koordiniert werden und das Endergebnis unabhängig von einer zentralen Instanz synchronisiert wird. Eine Transduktion intensiver Zustände löst die Topologie ab, und der »Graph, der den Informationsfluß reguliert, ist gewissermaßen das Gegenteil eines hierarchischen Graphen... Es gibt keinen Grund, warum der Graph ein Baum sein sollte« (wir würden einen solchen Graphen als Karte bezeichnen).¹⁵

Im Folgenden wird – den Thesen von Deleuze und Guattari folgend – an zwei Beispielen dargestellt, dass die Ordnungsbaxiome Binarität und zentrale Topik den transzendentalen und zugleich den nicht-rhizomatischen Charakter des Strukturalismus ausweisen.

3.1. Das wilde Denken als binärer transzendentaler Code

Ein hervorragendes Beispiel für strukturalistisches Ordnen außerhalb der Linguistik ist die Dissertation *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* aus dem Jahre 1948 (erschieden 1949), in der Claude Lévi-Strauss – unter dem Einfluss von Roman Jakobson stehend – in der Anwendung von aus der synchronischen Linguistik gewonnenen Methoden mit allen bis dahin gültigen Traditionen der anthropologischen Forschung zu Heiratsbeziehungen bricht. Seine Schrift *Das wilde Denken* von 1962 (dt. 1968) wird in der Folge durch ein spezifisches Axiom des Strukturalismus geprägt, das besagt, dass sich das Denken generell als die binäre Opposition von Begriffen, als komplementäre Dichotomie strukturiere. Mit dieser Auffassung begründet er die These, dass das Denken der Wilden von derselben Struktur wie das der Zivilisierten, dass diese Ordnung im Denken universell sei. Er widerspricht mit dieser These den bis dahin gültigen ethnologischen Forschungen, die das Denken der Wilden allein von dem (über)lebenspraktischen Nutzen des Handelns bestimmt sehen. Lévi-Strauss führt eine Reihe von Beispielen an, die das klassifizierende Denken von Wilden belegen; er erkennt es an der Tatsache, dass die im Denken klassifizierten Objekte keinerlei praktische Bedeutung für die Betroffenen hätten und folgert:

¹⁴ Ebenda, S. 14: »Die binäre Logik ist die geistige Realität des Wurzel-Baumes.«

¹⁵ Ebenda, S. 30.

Aus solchen Beispielen [...] könnte man schließen, daß die Tier- und Pflanzenarten nicht nur bekannt sind, soweit sie nützlich sind: sie werden für nützlich oder interessant erachtet, weil sie bekannt sind.¹⁶

Auf die medizinische Praxis der Wilden angewendet, bedeutet diese These: In der Umkehrung des grundlegenden ethnologischen Deutungsmusters, das primitive Denken sei von dem Nutzwert der Dinge bestimmt, interpretiert Lévi-Strauss beispielsweise das umfangreiche Wissen aller eingeborenen Völker über die Heilwirkung der in der Natur auffindbaren Wirkstoffe von Pflanzen und Tieren als Ergebnis des wissenschaftlichen Ordnungsinteresses der Wilden und betont, dass diese Klassifizierungsverfahren sich als intellektuelle selbst genügen und nicht in erster Linie von der praktischen Verwertbarkeit bestimmt seien: Die Anwendbarkeit, die Technik des Heilens, stammt aus dem Wissen und nicht das Wissen aus der nützlichen Absicht. Als Beispiel gibt er die Dichotomie von ›Schmerz‹ und ›Tierexkrement‹ an. Oder universeller: die doppelte Binarität von ›tierischen Exkrementen‹ und ›menschlicher Gesundheit‹.

Lévi-Strauss setzt das dichotomische Denken in seiner ethnologischen Analyse als eine transzendente Kategorie voraus und leitet das Ordnungdenken der Wilden aus ihr ab, weil ihr Denken ebenso wie das der zivilisierten Völker einheitlich von diesem Strukturmuster bestimmt ist. Gleichzeitig aber stellt im Sinne von Deleuze und Guattari das binäre System als solches eine nicht-rhizomatische Eigenschaft dar, deren Ordnung in der Sprache repräsentiert ist. Während Deleuze in *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Lévi-Strauss in die Zeugenschaft seiner transzendentalen Strukturalismus-Philosophie nimmt, distanziiert er sich in Bezug auf das Modell des Rhizoms von einer solchen dualen Ordnungskategorie, weil sie einen sich verzweigenden Strukturbaum hervorbringt, der der Metapher des Wurzelbuches entspräche. Aus diesem Grunde werden auch alle Ansätze einer generativen binären Denkweise wie die von Noam Chomsky als nicht-rhizomatisch klassifiziert.¹⁷

3.2. Die Ordnung der Dinge oder das topische Denken

Die Ordnungsidee von Michel Foucault unterscheidet sich formal von einer solchen binären Struktur grundsätzlich, obwohl er die Bedeutung »fundamentaler Codes« – ein solcher Code ist z.B. der dichotomisch-strukturalistische – betont:

Die fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen, fixieren gleich zu Anfang für jeden Menschen

¹⁶ Claude Lévi-Strauss: *Das wilde Denken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009 (stw; 14), S. 20.

¹⁷ Selbst Julia Kristeva, die ihre Theorie der Textgenese von Chomsky ableitet, fällt unter dieses Verdikt.

die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird.¹⁸

Foucault beschäftigt weniger die Kohärenz der Oberfläche nach Maßgabe solcher Erfahrungscodes als vielmehr das Ordnungsgesetz der Dinge unterhalb der empirischen Wahrnehmungsebene. Mit der Absicht, in *Die Ordnung der Dinge* statt einer Geschichte der Ordnungssysteme ihre »Archäologie«¹⁹ vorzulegen, will er nicht nur die logozentrisch geregelten strukturalistischen Systeme der Sprache überwinden, sondern die Kohärenz der Dinge mit neuen Kategorien erfassen und über ein »Mittelgebiet« auf eine »archäologische« Ordnung verweisen, also ein Symbol einführen. Dieses Mittelgebiet ist ein Raum von Orten, die einerseits aufeinander, andererseits auf einen zentralen Ort bezogen sind. Ihre Beziehungen lassen sich durch operative Merkmale – Ähnlichkeit, Unterschiede, Variation, Figurationen, Vervielfachungen²⁰ – erfassen:

Im Namen dieser Ordnung [des rohen Seins der Ordnung] werden die Codes der Sprache, der Perzeption und der Anwendung kritisiert und teilweise außer Kraft gesetzt. Auf dem Hintergrund dieser Ordnung, die als positiver Boden betrachtet wird, errichten sich die allgemeinen Theorien der Anordnung der Dinge und die Interpretationen, die sie zur Folge hat. So gibt es zwischen dem bereits kodierten Blick und der reflektierenden Erkenntnis ein Mittelgebiet, das die Ordnung in ihrem Sein selbst befreit. [...] [Diese Mittelregion kann], insoweit sie die Seinsweisen der Ordnung manifestiert, sich als die fundamentalste erweisen [...]. So gibt es in jeder Kultur zwischen dem Gebrauch dessen, was man die Ordnungscodes und die Reflexion über die Ordnung nennen könnte, die nackte Erfahrung der Ordnung und ihrer Seinsweisen.²¹

Einbezug des Geschichtlichen, kritische Betrachtung der fundamentalen Ordnungssysteme, die Ontologie der Ordnung der Dinge und »die nackte Erfahrung der Ordnung und ihrer Seinsweisen«, »[das] rohe Sein der Ordnung«,²² scheinen dem strukturalistischen Denken so fern, dass sich die These stichhaltig begründen lässt, Foucault überwinde den Strukturalismus oder führe ihn zumindest über sich hinaus in eine neue Dimension. Gleichwohl enthält seine Theorie ein Element, das nach Deleuze ein zentrales Kennzeichen des Strukturalismus ist, nämlich das Symbolische.

Die symbolische Zentralstruktur einer topologischen Ordnung überbietet Foucault, indem er als reine Form dieser Ordnung ein System erkennt, in dem der Bezugspunkt, der Mittelpunkt, nicht sichtbar ist. Die Entsinnli-

¹⁸ Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974 (stw; 96), S. 22.

¹⁹ Ebenda, S. 25.

²⁰ Vgl. ebenda, S. 22.

²¹ Ebenda, S. 23f.

²² Ebenda, S. 23.

chung des Zentrums ist zugleich die Darstellung der ›Idee von Ordnung‹ als einer archäologischen, die Archäologie selbst. Ausgeführt hat er – als historisch bezogenes Modell der Repräsentation – diese metaphysische Transzendenzierung in der Beschreibung des Bildes *Las Meninas* (*Die Hoffräulein*) von Diego Velázquez aus dem Jahre 1656, indem er darstellt, dass das perspektivische Zentrum des Bildes als Repräsentanz von Herrscher (dem eigentlichen Modell), Betrachter und Autor (dem Maler selbst) außerhalb desselben an einem »idealen Punkt«²³ sich befindet.

Obwohl das Bezugssystem des rhizomatischen Raumes, wie ihn Deleuze und Guattari charakterisieren, seine Vorform in Foucaults »System von Elementen«²⁴ haben könnte, stimmen beide Modelle nicht überein. Foucaults Vorstellungen sind topologisch, zentrisch und symbolisch und erfüllen zwar die Merkmale des Strukturalismus, nicht aber die des Rhizoms. Deleuze nimmt ihn wie auch Lévi-Strauss in die Zeugenschaft für den Transzendentalismus des strukturalen Denkens, grenzt ihn aber zugleich aus dem rhizomatischen Denken aus.

4. Paradoxa

Deleuze und Guattari setzen die Metapher ›Rhizom‹ gegen die einer ›normalen‹ Baumwurzel, die als Wissenschaftssprache ihr Bild im ›Wurzel-Buch‹ findet, mit der Absicht, den im abendländischen Denken enthaltenen Topos einer organischen Entwicklung des Wissens, zumindest den der Deduktion des Wissens aus *einem* Grunde, durch binäre Verzweigung, als Grundlage der wissenschaftlicher Erkenntnis, in Frage zu stellen. Sie gehen von den allumfassenden Korrelationen aller organischen und anorganischen Elemente aus, deren Kommunikation die Grundlage der Wissensstruktur darstellt. Ein Element des rhizomatischen Raumes erhält seine Bestimmung nur aus der Beziehung zu anderen Elementen, nicht aus der Ableitung aus einem vorgeordneten Grunde.

Eine solche Vorstellung ist an kybernetische Modelle angelehnt, ihre wesentliche sprachliche Eigenschaft ist die Auflösung der Verbindung von Signifikant und Signifikat. Die Dinge erhalten durch die Kommunikation im Beziehungsnetz fluktuierende Bedeutungszuweisungen, eine historische Gültigkeit des Signifikats gibt es in diesem System nicht. Konsequenterweise wenden Deleuze und Guattari die Metapher des Nomadischen, um Gewalt und Macht in Geschichte, Sprache und Wissen sichtbar zu machen. Der nomadologische Raum, der »ungekerbte« Raum, die Wüste, ist das Gegenbild zur Macht-Organisation. Die Ordnung dieser Macht manifestiert sich in

²³ Ebenda, S. 4. Vgl. auch S. 31–45.

²⁴ Ebenda, S. 22.

der Sprache, außerhalb davon gibt es keine Ordnung: »In Wirklichkeit gibt es keine Struktur außerhalb dessen, was Sprache ist.«²⁵

Paradox ist das Modell von Deleuze und Guattari – soweit es bislang beschrieben ist – in drei Aspekten. Die Äquivalenz zwischen dem Rhizom und dem Wurzel-Baum ergibt sich aus der Tatsache, dass beide Vorstellungen als organische Vorstellungen auf ein gemeinsames Drittes verweisen, dessen Existenz nicht in den rhizomatischen Korrelationsraum integriert ist, sondern außer ihm liegt und transzendent ist. Aus diesem Grunde zeichnet sich das Modell insgesamt durch transzendente Attribute aus. Es befindet sich in einer Grenzsituation zwischen Ideal und operativer Geltung. Seine Darstellung – das ist das zweite Paradoxon – muss in der Sprache geschehen, die es als Grundlage des nicht-rhizomatischen Denkens ansieht. Die hermeneutischen Prozesse, die mit der Transformation des Modells in die Sprache gegeben sind, werden von Deleuze und Guattari ausgeblendet. Gleichzeitig – das ist das dritte Paradoxon – stehen ihre Vorstellungen in Korrelation geschichtlicher Prozesse, die sie auszublenden gedenken, obwohl sie sich darauf beziehen. Relationales Denken selbst ist – in den gesellschaftlichen Diskurs gebracht – historisch aus sich selbst. Die Paradoxien rhizomatischen und nomadologischen Wissens führen, um in der Sprache darstellbar zu sein, zu einem System von Metaphern, das keine eigene Sprache ist und sein darf und nichts anderes belegt, als dass sich außerhalb von ihr nichts widerspruchsfrei sagen lässt. Wie sehr Deleuze und Guattari auf diese Gewalt von Sprache verweisen, so sehr werden sie ihr Opfer. Aus hermeneutischer Sicht scheint ihr Entwurf nicht gelöst, er ist und bleibt Utopie.

5. Der operative Ansatz: Synchronische Literaturgeschichtsschreibung

»Jeder Punkt eines Rhizoms kann (und muss) mit jedem anderen verbunden werden.«²⁶ Dieser zentrale Satz der Vernetzungsmetapher ›Rhizom‹ stellt die *operationalisierbare* Aussage für die Konstruktion wissenschaftlicher Räume dar. Die Bedingungen für die Möglichkeit solcher Vernetzungen sind Synchronität, Heterogenität und Kontingenz ihrer Elemente, die durch die Auflösung der semiotischen Beziehungen gesetzt werden:

In einem Rhizom [...] verweist nicht jeder Strang notwendigerweise auf einen linguistischen Strang: semiotische Kettenglieder aller Art sind hier in unterschiedlicher Codierungsweise mit biologischen, politischen, ökonomischen etc. Kettengliedern verknüpft, wodurch nicht nur unterschiedliche Zeichenereignisse ins Spiel gebracht werden, sondern auch unterschiedliche Sachverhalte.²⁷

²⁵ Deleuze: *Woran erkennt man den Strukturalismus*, S. 8.

²⁶ Deleuze u. Guattari: *Kapitalismus und Schizophrenie*, S. 16.

²⁷ Ebenda.

Neben dem Hinweis auf die Vernetzbarkeit der Glieder in einem rhizomatischen wissenschaftlichen Raum verweisen Deleuze und Guattari zugleich auf die Benennbarkeit der Codierungsweisen; sozusagen durch die Hintertür schleicht sich die sprachliche Macht in das Modell ein. Dass die Sprache ihre determinative Gewalt in einem Modell ›Rhizom‹ verliert, sehen die Autoren durch den folgend zitierten Prozess gewährleistet:

Eine Methode vom Typus Rhizom [...] kann die Sprache nur dadurch untersuchen, daß sie diese auf andere Dimensionen und Register hin dezentriert. Eine Sprache zieht sich nur als Folge ihrer Machtlosigkeit auf sich selbst zurück.²⁸

Die Möglichkeit, Sprache durch Dezentrierung, d.h. durch Aufhebung ihrer linearen Zeichenfunktionen zu entmachten, betrifft die hermeneutische Dimension des rhizomatischen Modells. Es ist bereits auf die Paradoxa der Rhizom-Vorstellungen hingewiesen worden. In dem nun darzustellenden Ansatz der *synchronischen Literaturgeschichtsschreibung* wird eine spezifische Form der sprachlichen Dezentrierung vorgeschlagen, die des *Prismatischen*, die die Multiperspektivität der Sprache hervorhebt, ohne ihre semiotischen ›Kettenglieder‹ grundsätzlich aufzulösen.²⁹

Dass Vorverständnis, Auslegung und Interpretation wichtige Vorentscheidungen für das Modell der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung determinieren, zeigt sich bereits an der Festlegung eines Zeitraumes der Literaturgeschichte, der als synchron beobachtbar ist. Wenn der Untertitel dieses Tagungsbandes auf den Zeitraum zwischen 1848 und 1914 verweist, so wird die Eingrenzung eines zusammenhängenden kulturgeschichtlichen Raumes nach dem Ordnungssystem politischer Daten vorgenommen. Folgt die Bestimmung einer Epoche dem Muster ›um 1900‹, wird dem beliebten Bestimmungsmuster ›Jahrhundertwende‹ entsprochen. Weist ein Autor oder eine Autorin auf ein bestimmtes Merkmal der Literaturgeschichte wie die Romantikrezeption hin, so ist das Kriterium ein eingrenzendes und zugleich ein ausgrenzendes inhaltliches Merkmal, das anzeigt, es werden nur Personen, Texte oder Begebenheiten behandelt, die sich sichtbar oder versteckt auf die Romantik, vorzugsweise auf die deutsche Romantik, beziehen. Wird die inhaltliche Einschränkung durch eine zweite Eingrenzung, nämlich ›um 1900‹, ergänzt, so wird einerseits darauf verwiesen, dass

²⁸ Ebenda, S. 17.

²⁹ Die Lösung der hermeneutischen Frage dekonstruktiver Modelle ist in der Vergangenheit durchaus Gegenstand vieler Dispute zwischen Hermeneutikern, System- und postmodernen Theoretikern gewesen. An dieser Stelle ist es nicht möglich, diesen Diskurs aufzunehmen. Zu verweisen ist aber auf Jean Grondins Untersuchungen zur Hermeneutik, der z.B. auf die Pariser Debatte zwischen Derrida und Gadamer eingeht. Vgl. Jean Grondin: *Hermeneutik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009 (UTB; 3202) und die weiterführenden Anmerkungen von Karin Joisten: *Philosophische Hermeneutik*. Berlin: Akademie 2009, S. 194f.

genaue zeitliche Grenzen wie bei politischen Daten in diesem Kontext nicht möglich sind, andererseits, dass Fakten, Daten, Zeugnisse, Ereignisse und Personen unter einer einheitlichen Perspektive ein historisches Feld³⁰ konstituieren.

Der Vorgabe von Deleuze und Guattari folgend, umfasst dieses Feld nicht nur literarisch, sondern auch politisch, wirtschaftlich, juristisch oder wissenschaftlich codierte Elemente; das Feld ist nicht mehr einheitlich und splittet sich auf, damit die Möglichkeit der Korrelierung gegeben wird. Aus systematischen Gründen ist es sinnvoll, für Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft oder Recht innerhalb eines geschichtlich-synchronischen Raumes *Tableaus* festzulegen, die sich jeweils in *Felder* gliedern, wie z. B. Literatur, Medien, Mode, Theater, Design oder Kunst; Distribution, Produktion oder Handel; Mathematik, Biologie, Physik, Psychologie oder Soziologie; Verfassungsrecht, Zivilrecht, Strafrecht oder Völkerrecht. Innerhalb des Raumes stehen sowohl die *Tableaus* untereinander in Beziehung als auch die *Felder* innerhalb eines *Tableaus* und/oder zwischen den *Tableaus*. Auf diese Weise korrelieren z.B. Literatur und Völkerrecht miteinander, im Modell: das Feld Literatur des *Tableaus* Kultur mit dem Feld Völkerrecht des *Tableaus* Recht.³¹ Die Art der Beziehung beruht nicht auf logischen oder inhaltlichen Identitäten, sondern auf strukturalen Korrelationsverhältnissen, wie sie Michel Foucault formuliert hat:

Ein »System von Elementen«, eine Definition der Segmente, bei denen die Ähnlichkeiten und Unterschiede erscheinen können, die Variationstypen, durch die diese Segmente berührt werden können, schließlich die Schwelle, oberhalb derer es einen Unterschied und unterhalb derer es Ähnlichkeit gibt, ist unerlässlich für die Errichtung der einfachsten Ordnung.³²

Die *synchronische Literaturgeschichtsschreibung* stellt folglich auch unter dem ›Ordnungsoperator Äquivalenz‹ dynamische Ordnungen her, die nicht – wie bei Foucault – auf ein »inneres Gesetz« oder »fundamentale Codes einer Kultur«³³ verweisen, sondern auf die Prismatisierung der Erscheinung ihrer selbst und ihrer Elemente. Die Bedingung für die Möglichkeit des Ordnen ist die Unordnung, die anfängliche Kontingenz der Elemente, ihre Heterogenität, ihre Mannigfaltigkeit. Sobald sie Namen erhalten, also sprachlich werden, sind sie Träger des kulturellen Gedächtnisses, das selbst

³⁰ Der Feldbegriff wird in Bezug auf die Theorie Pierre Bourdieus gebraucht, wie er sie vor allem in *Die feinen Unterschiede* entwickelt hat. Die Kritik an seinem Homologiebegriff, der die Korrelation der Felder erfasst, führt allerdings zu anderen Definitionen in diesem Modell. Vgl. dazu v. Verf.: *Über die Genese politisch-legitimierender Sprachcodes. Josef Pontens Liminalität im Feld der nationalsozialistischen Ideologiebildung*. Das Buch erscheint im Frühjahr 2011 bei Königshausen & Neumann.

³¹ Vgl. Schaubild 1.

³² Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 22.

³³ Ebenda.

wieder aus der Tradition gelöst und in die prismatische Multiperspektive aufgelöst wird. Die bisherigen geschichtlichen Bedingungen gelten nur insofern, als sie zu einer neuen geschichtlichen Konstruktion führen. Das Modell der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung beschreibt einen Konstruktionsraum, der wegen der anfänglichen Kontingenz seiner Elemente und wegen ihrer gleichzeitigen Sprachlichkeit und Gedächtnis-Trägerschaft *historischer Kontingenzraum* heißt. Der Prozess der Konstruktion selbst wird *hermeneutische Konstruktion* genannt.

6. Der Einfluss des *iconic turn*

Das Modell der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung ist ein Oberflächenmodell. Die hermeneutischen Voraussetzungen für die Beschreibung und Strukturierung von Oberflächenmodellen sind in der medientheoretisch ausgelegten Gestalt der Theorie des *iconic turn* entworfen worden. Vilém Flusser geht von der völligen Befreiung der Dinge von ihrem vorcodierten Verständnis aus. Alle geschichtlichen, logischen und topologischen Attribute gelten nicht. Wie Deleuze und Guattari beschreibt er den Zustand der Dinge als mannigfaltig, heterogen und kontingent. Flusser allerdings, von der Phänomenologie beeinflusst, betrachtet nicht den Raum, sondern die Fläche als Zustand des Kontingenten:

Farben sind die Art, wie uns Oberflächen erscheinen. Wenn also ein wichtiger Teil der uns programmierenden Botschaften gegenwärtig in Farben ankommt, dann bedeutet das, daß Oberflächen wichtige Träger von Botschaften geworden sind. Wände, Schirme, Oberflächen aus Papier, Plastik, Aluminium, Glas, Webstoff usw. sind wichtige »Medien« geworden. Die Vorkriegssituation war relativ grau, weil damals Oberflächen für die Kommunikation eine kleinere Rolle spielten. Damals waren Linien vorherrschend: Buchstaben und Zahlen, die zu Reihen geordnet waren. Die Bedeutung solcher Symbole ist von Farbe weitgehend unabhängig: ein rotes und ein schwarzes »A« bedeutet denselben Laut, und der vorliegende Text hätte, gelb gedruckt, keine andere Bedeutung. Daher deutet die gegenwärtige Farbenexplosion auf ein Ansteigen der Wichtigkeit zweidimensionaler Codes. Oder umgekehrt: Eindimensionale Codes wie das Alphabet neigen gegenwärtig dazu, an Wichtigkeit zu verlieren.³⁴

Flusser, der die Geschichte der Menschheit betont als den Wechsel ihrer Zeichensysteme beschreibt, erkennt in der Entwicklung der modernen Medien die Voraussetzung für die Ablösung der Schreibsysteme. Die Wirkung ist eine Mehrdimensionierung der Oberfläche und eine Stärkung ihrer piktoralen und medialen Elemente. Die Strukturierung dieser farbigen Oberfläche parallelisiert Flusser mit den Voraussetzungen des Sehens bei Paul Cézanne oder den Kubisten:

³⁴ Vilém Flusser: *Medienkultur*. Hg. v. Stefan Bollmann. Frankfurt a.M.: Fischer 2008, S. 21f.

Ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Formalisierung ist die Einführung der Perspektive. Zum ersten Mal geht es bewußt darum, vorgefertigte Formen mit Stoff auszufüllen, die Erscheinungen in spezifischen Formen erscheinen zu lassen. Ein weiterer Schritt ist etwa bei Cézanne zu finden, dem es gelingt, einem Stoff zwei oder drei Formen gleichzeitig einzuzeichnen (etwa einen Apfel von verschiedenen Perspektiven aus zu »zeigen«). Dies wird vom Kubismus auf die Spitze getrieben, wenn er vorgefertigte geometrische (einander überschneidende) Formen zeigt, bei denen der Stoff nur dazu dient, die Formen erscheinen zu lassen. Man kann also von dieser Malerei sagen, daß sie sich zwischen dem Inhalt und dem Behälter, zwischen dem Stoff und der Form, zwischen dem materiellen und dem formalen Aspekt der Erscheinungen in Richtung dessen bewegt, was unrichtig das »Immaterielle« genannt wird.

Aber dies ist alles nur eine Vorbereitung für die Herstellung der sogenannten »synthetischen Bilder«.³⁵

Die Perspektive, die Flusser als Kategorie der piktoralen Verschiebung zwischen Stoff und Form gebraucht, bedeutet, übertragen auf den historischen Kontingenzraum, die gegenseitige Bedingtheit der Oberflächenform und der sie bildenden Inhalte. Sie bedeutet zugleich, dass eine solche Perspektivierung notwendig ist, um das Verhältnis von Inhalt und Form zu verdeutlichen. In dem vorliegenden Modell übernimmt die Aufgabe der Perspektivierung ein *Raster*. Das Raster ordnet ähnlich wie die bildliche Perspektive die Elemente der Oberfläche und füllt sie mit unterschiedlichen Inhalten auf. Es entsteht im übertragenen Sinne ein »synthetisches Bild«.

Im folgenden Kapitel werden auf der Oberfläche eines synchronen Zeitschnitts die Namen von vier Autoren zufällig ausgewählt, diese füllen sich stofflich auf und ergeben in dem Netzwerk neuer Bezüge eine konstruierte Wirklichkeit, die eine von vielfachen Ordnungen herstellt. Die stoffliche Auffüllung ist an die Bedingungen des Vorverständnisses gebunden; deshalb heißt der Ordnungsprozess der Theorie der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung *konstruktive Hermeneutik*, das Verfahren selbst *hermeneutische Konstruktion*. Die Autoren erscheinen durch die wechselseitigen Bezüge wie in ein kubistisches Prisma zergliedert, sie stellen die Möglichkeiten mehrerer Erscheinungsformen gleichzeitig dar. Die konstruierte Ordnung selbst erscheint in wechselnd prismatischen Konfigurationen. Das Verfahren, diese Vertreter der Romantikrezeption in Bezug zu setzen, folgt der Methode der *synchronischen Differenzanalyse*.³⁶

7. Die Konstitution eines literarischen Feldes: Walter Benjamin, Carl Schmitt, Thomas Mann und Josef Ponten

Im *Ursprung des deutschen Trauerspiels* schreibt Walter Benjamin zum Verhältnis zwischen Symbol und Allegorie:

³⁵ Ebenda, S. 220f.

³⁶ Vgl. Schaubild 3.

Während im Symbol mit der Verklärung des Untergangs das transfigurierte Antlitz der Natur im Lichte der Erlösung flüchtig sich offenbart, liegt in der Allegorie die *facies hippocratica* der Geschichte als erstarrte Urlandschaft vor Augen. Die Geschichte in allem[,] was sie Unzeitiges, Leidvolles, Verfehltes von Beginn an hat, prägt sich in einem Antlitz – nein in einem Totenkopfe aus.³⁷

Die Entwicklung des Gegensatzes, den Benjamin zwischen Symbol und Allegorie geradezu definitorisch verfolgt, bahnt in die Zeit des 1. Weltkriegs die entscheidende Revolution für die ästhetischen Theorien an. Im Bekenntnis zur allegorischen Gestalt der Sprache lehnt Benjamin die aus der Kunstphilosophie der Klassik rezipierten Begriffe wie ›Natur‹, ›Erlösung‹, ›Offenbarung‹ (als ›Anschauung‹), ›Einheit‹, ›Ahnung‹, ›Urbild‹, ›Gnade‹ und ›Symbol‹ ab und setzt dagegen die gezeitigte Geschichte als dialektische Kategorie. Nicht ›Natur‹, ›Leben‹ und ›organische Vollendung‹ sind Benjamins ästhetische Grundbegriffe, sondern die aus dem barocken Trauerspiel entwickelten Kategorien ›Geschichte‹, ›Gnadenlosigkeit‹, ›Tod‹ und ›Schrift‹. »Bedeutung und Tod sind so gezeitigt in historischer Entfaltung wie sie im gnadenlosen Sündenstand der Kreatur als Keime enge ineinandergreifen.«³⁸ Die Geschichte – in ihr zeigt sich die dialektische Struktur der Allegorie – ist (als infinitesimales Prozedere der Offenbarung einer vorparadiesischen Utopie) Form.

Die Kategorie, unter der die Romantiker die Kunst erfassen, ist die Idee. Die Idee ist der Ausdruck der Unendlichkeit der Kunst und ihrer Einheit. Denn die romantische Einheit ist eine Unendlichkeit. Alles, was die Romantiker über das Wesen der Kunst aussagen, ist demnach die Bestimmung ihrer Idee. Die Form enthält in ihrer Dialektik von Selbstbegrenzung und Selbsterhöhung die Idee der Einheit in der Unendlichkeit. Unter ›Idee‹ wird in diesem Zusammenhang das Apriori des Prozessualen verstanden, ihr entspricht als Ideal das Apriori eines zu erreichenden Gehalts. Ein Ideal als Ur-Inhalt, der sich in der Kunst veranschaulicht, kennen die Romantiker nicht.³⁹ Die Form ist deswegen zur ihrer Erfüllung an die Offenbarung gebunden, die in Walter Benjamins Deutung des ›Messianismus‹ und dessen Einbindung in seine Theorie des historischen Materialismus ihren geschichtsphilosophischen Ort hat.

Der Gegenbegriff zu ›Idee‹ (der Form) ist ›Ideal‹ (des Gehalts), von dem – so Walter Benjamin – die Kunstphilosophie Goethes »ihren Ausgang« »nimmt«. »Erfassbar ist es allein in einer begrenzten Vielheit reiner Inhalte [...]. In einem begrenzten, harmonischen Diskontinuum reiner Inhalte mani-

³⁷ Walter Benjamin: *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Frankfurt a.M. 2004, S. 145.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Vgl. Walter Benjamin: *Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973, S. 104f.

festiert sich das Ideal.«⁴⁰ Diese »reinen Inhalte« sind – so interpretiert Benjamin Goethes Kunstauffassung – »Urbilder«, die in keinem Werk zu finden sind. Die Werke bringen, indem sie den Urbildern gleichen, diese zur Anschauung: »Die Idee der Natur zu erfassen und sie damit tauglich zum Urbild der Kunst (zum reinen Inhalt) zu machen, das war im letzten Grund Goethes Bemühen in der Ermittlung der Urphänomene.«⁴¹

Die von Walter Benjamin dargestellten Begriffe ›Idee‹ und ›Ideal‹ bestimmen als oppositionelle Kategorien der Rezeption von Klassik und Romantik die Strukturierung eines speziellen literarischen Feldes der Weimarer Zeit zwischen 1918 und 1924. Dessen Differenzierung lässt sich am Beispiel eines Teilfeldes skizzieren, in dem die Autoren Walter Benjamin, Thomas Mann, Josef Ponten und Carl Schmitt verortet werden.

Dieses Teilfeld eröffnet zwei für die vorliegende Arbeit wesentliche Perspektiven. Die eine bezieht sich paradigmatisch auf den Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Josef Ponten. Dieser Briefwechsel endet in der Auseinandersetzung zwischen Thomas Mann und Josef Ponten über die Gültigkeit zweier gegensätzlicher Sprachcodes, die sich beide auf die Romantik beziehen. Josef Ponten nimmt die Romantik wahr als eine Theorie des Organischen, des Ahnungshaften, der Offenbarung, des Gefühlshaften, des Dichterischen; Thomas Mann sieht ihre Bedeutung in der intellektuellen und ironischen Struktur. Mit diesem Streit wird eine entscheidende Zweiteilung von Sprachcodierung deutlich, deren eine durchaus den ideologischen Vorstellungen der nationalsozialistischen Ideen entgegenkommt, deren andere aber die Grundlage der Opposition zum Regime des Faschismus darstellt und eine Bedingung für die Notwendigkeit, dass deutschsprachige Autoren ihr Werk im Ausland fortsetzen mussten. Die Fortsetzung dieses Streits in der Geschichte der Literatur zeigte, welche ästhetischen Überzeugungen am ehesten die Bedingung für die Möglichkeit boten, als Repräsentationssystem für totalitäre Macht und Autorität zu dienen.

Zum anderen wird auf die Darstellung dieses Feldes für die Entwicklung der Kategorien zurückgegriffen, die die Äquivalenz zwischen der sprachlichen Tiefenstruktur zwischen Josef Ponten und Carl Schmitt erfassen, nämlich die Äquivalenz zwischen organistischem Ideen bei Josef Ponten und dem mythisch-organischen Begriff ›Nomos‹ bei Carl Schmitt.

Gemeinsam ist den vier genannten Autoren die Auseinandersetzung mit den kunsttheoretischen und ästhetischen Philosophien der Goethezeit auf der Grundlage religiöser Reflexion. Die Differenzierung des Gemeinsamen erfolgt in dem von Walter Benjamin erörterten Spannungsfeld von Idee und Ideal und in dem von Thomas Mann bereits in der Vorkriegszeit in *Geist und Kunst* dargestellten Gegensatz von ›Naivität‹ und ›Ironie‹, auf den er

⁴⁰ Ebenda.

⁴¹ Ebenda, S. 106.

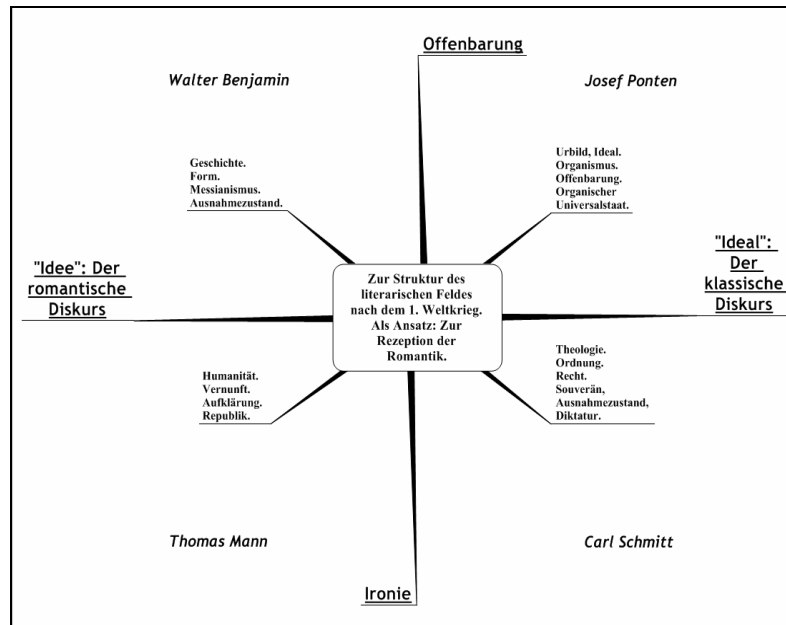
sich in *Von deutscher Republik* mit dem Rekurs auf die Frühromantik wieder besinnt, um auch die politisch progressiven Elemente dieser Epoche hervorzuheben. In dem Artikel *Zum 60. Geburtstag Ricarda Huchs* schreibt er im Juli 1924:

Sie [die Frühromantiker] bekämpfen also, was zu bekämpfen auch heute noch immer so sehr der Mühe lohnt: die populäre Fehlidee, als ob Kunst und Dichtung, romantische Dichtung wenigstens, deutsche Kunst, lauter Traum, Einfalt, Gefühl oder, noch besser, »Gemüt« seien und mit »Intellekt« den Teufel etwas zu schaffen hätten. In Wahrheit ist man befugt, die deutsche Romantik als eine ausgemacht intellektualistische Kunst und Geistesschule anzusprechen; denn erst dort, wo Trieb und Absicht, Natur und Geist, Plastik und Kritik, Dichtertum und Schriftstellertum sich wechselseitig durchdringen, ist romantische Sphäre.⁴²

In dem Begriffskreuz von Idee< und Ideal< einerseits und ›Offenbarung< und ›Intellekt< andererseits verweisen weitere, in den kulturhistorischen Diskurs eingebundene Begriffe auf die Interferenzen zwischen Walter Benjamin, Thomas Mann, Josef Ponten und Carl Schmitt. Entscheidend für die Struktur des literarischen Feldes ist Walter Benjamins *allegorische* und Thomas Manns *ironische* Brechung der klassischen und romantischen Ästhetik, weil *Allegorie* und *Ironie* zu neuen – das tradierte Kunstverständnis der Goethezeit überwindenden – ästhetischen Kategorien avancieren.

⁴² Thomas Mann: *Zum 60. Geburtstag Ricarda Huchs*. In: Ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher. Bd. 15.1: Essays II. 1914–1926*. Hg. v. Heinrich Detering u.a. Komm. v. Hermann Kurzke. Frankfurt a.M.: Fischer 2002, S. 770–777, hier S. 773. Vgl. auch den Kommentar in Bd. 15.2, S. 472–478, hier S. 472f.

Schaubild 1: Struktur des literarischen Feldes zur Zeit des 1. Weltkriegs



Die Abbildung versucht, eine fokussierte Übersicht über den romantischen Diskurs in der Zeit des 1. Weltkriegs am Beispiel weniger Korrelationsbegriffe zu geben. Die Struktur des Feldes ergibt sich aus der Ordnung der Elemente nach den Kategorien der *Opposition*, *Gleichheit*, *Ähnlichkeit* oder *Äquivalenz*. Zum Beispiel führt der gemeinsame Diskurs über den »Ausnahmestand« zur Äquivalenz in der grundsätzlich oppositionellen Rezeption der Romantik von Walter Benjamin und Carl Schmitt. Auf diese Weise entsteht ein Geflecht von Bezügen, das eine bisher nicht dargestellte Form der Repräsentation oder Ordnung verdeutlicht. Als Raster dienen die folgenden Vorgaben:

- Axiome: Geschichte, Urbild, Ideal, Humanität, Theologie
- Gestalt: Form, Organismus, Vernunft, Ordnung
- Utopie: Messianismus, mystische Offenbarung, Aufklärung, Rechtsordnung
- Bezug zur Staatsform: Diskurs zu »Ausnahmestand«, Organischer Universalstaat, Republik, Diktatur.

Die Gegenüberstellung dieser vier Autoren verdeutlicht die Aufgabe der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung, die sprachliche Ordnungs-

struktur kontingenter Ereignisse zu erfassen. Bei der Entwicklung dieser Theorie ist auf Richard Rorty und seine radikale Kontingenztheorie⁴³ hinzuweisen.

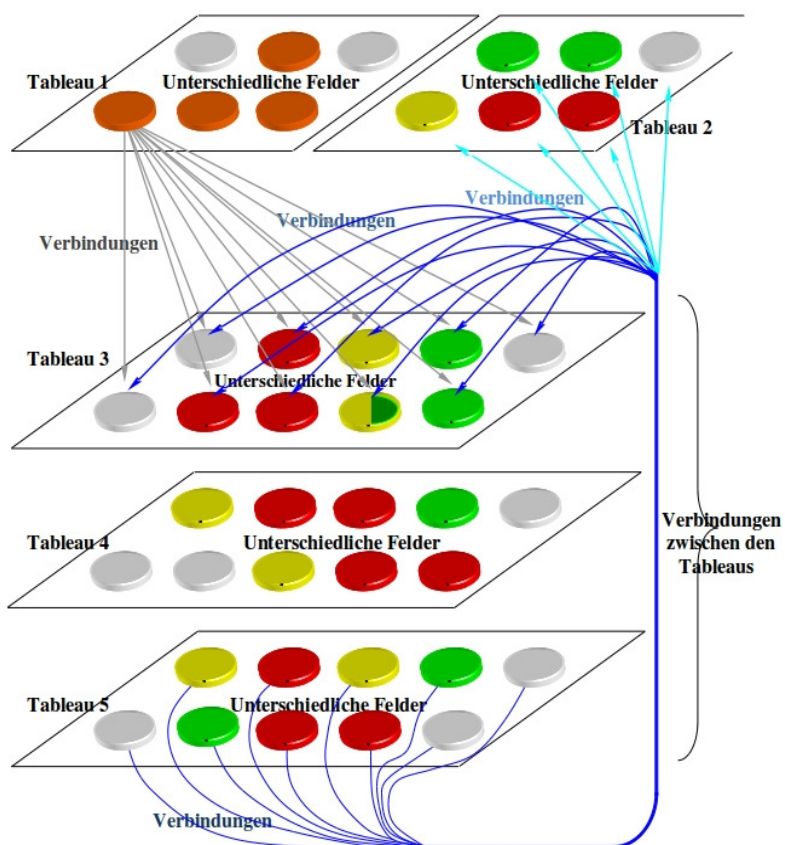
Diese radikale Theorie der Kontingenz führt zu dem Ansatz, dass im Gegensatz zur diachronischen Geschichtsschreibung, die zumindest das Gegebene als Zielpunkt einer Entwicklung, also in einem teleologischen Sinne begreift, die synchronische Darstellung alle Elemente historischer Tableaus und Felder als zufällig betrachtet. Dennoch ordnen sich die Dinge – folgt man Michel Foucaults Theorie⁴⁴ – von selbst.

Wie aber bereits dargestellt, finden die These der Kontingenz und die der autopoietischen Selbstorganisation in dem hermeneutischen Satz der geschichtlichen Bindung des Verstehens ihre Grenze. Sie wird auch in dem gegebenen Beispiel wirksam, wenn die Tableaus und Felder und deren jeweilige Ordnungen zu erkennen sind. Sowohl der Strukturansatz als auch die Operatoren der Strukturierung (*Homologie, Identität, Äquivalenz, Opposition, Affinität* oder *Variation*) entziehen sich dem Satz der Kontingenz und zugleich auch dem der Autopoiesie. Gleichwohl werden eine bisher nicht beschriebene Adhäsion synchroner Elemente und deren Ordnungsgefüge sichtbar. Die Theorie der synchronischen Literaturgeschichtsschreibung versucht eine Synthese poststrukturaler und hermeneutischer Denkweisen.

⁴³ Vgl. Richard Rorty: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 (stw; 981), S. 50.

⁴⁴ Vgl. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, S. 43.

Schaubild 2: Das Modell des »historischen Kontingenzraumes«



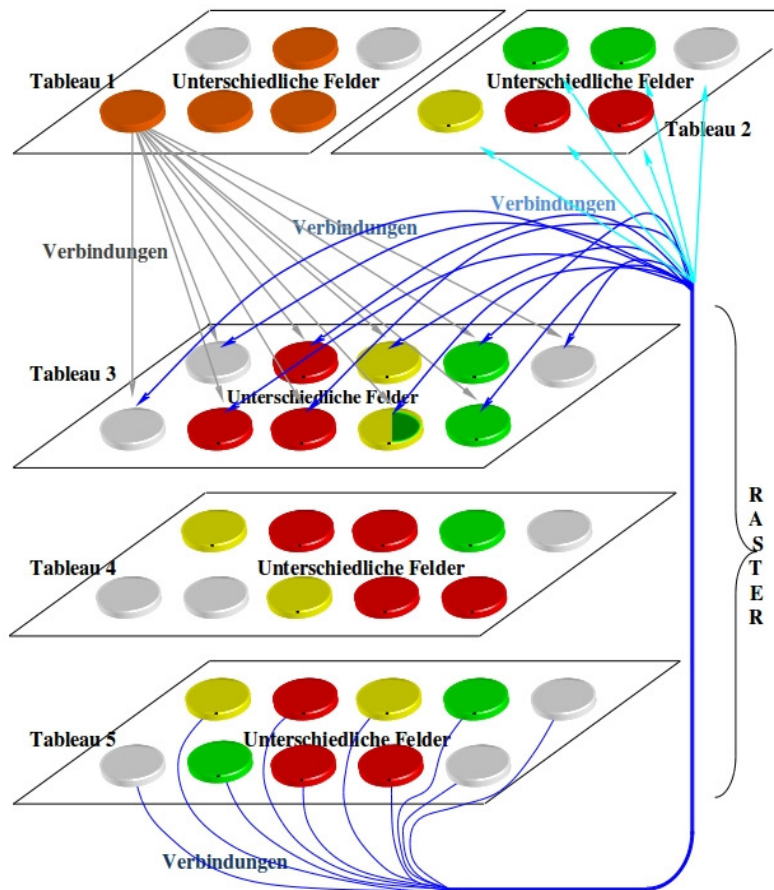
Das Modell hat fünf Tableaus. Jedes Tableau besteht aus unterschiedlichen Feldern. Sowohl die Tableaus als auch die Felder können untereinander verbunden werden. Auch die Felder eines Tableaus können mit Feldern anderer Tableaus in Beziehung stehen.

Die Namen der Tableaus und Felder werden aufgrund des geschichtlich-synchronischen »Sezier-Schnitts« gewählt.

Die Tableaus sind völlig heterogen: Kultur, Politik, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik.

Die Felder sind dem Tableau entsprechend definiert: Das Tableau Kultur hat z.B. die Felder Literatur, Philosophie, Medien, Mode.

Schaubild 3: Hermeneutische Konstruktion



Die Perspektivierung der Verbindungen zwischen den Elementen erfolgt durch die Vorgabe eines Rasters. Das Raster im vorliegenden Aufsatz heißt »Die Rezeption der Romantik um 1900«. Es enthält unterschiedliche Kategorien, die die *synchronische Differenzanalyse* ermöglichen. Deren Ergebnisse führen zur Konstruktion eines »synthetischen Bildes«, das die Elemente des Kontingenzraumes in einer Multiperspektive des Gleichzeitigen prismatisch erscheinen lässt. Aus dem vorherigen Modell des *historischen Kontingenzraumes* entsteht in der gleichen Form das Modell der *hermeneutischen Konstruktion*.

Literaturverzeichnis

- Benjamin, Walter: *Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
 – *Ursprung des deutschen Trauerspiels*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004 (stw; 225).
- Deleuze, Gilles: *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Berlin: Merve 1992.
 – Guattari, Félix: *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*. Berlin: Merve 2005.
- Flusser, Vilém: *Medienkultur*. Hg. v. Stefan Bollmann. Frankfurt a.M.: Fischer 2008.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974 (stw; 96).
- Grondin, Jean: *Hermeneutik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009 (UTB; 3202).
- Joisten, Karin: *Philosophische Hermeneutik*. Berlin: Akademie 2009.
- Lévi-Strauss, Claude: *Das wilde Denken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009 (stw; 14).
- Mann, Thomas: *Zum 60. Geburtstag Ricarda Huchs*. In: Ders.: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher. Bd. 15.1: Essays II. 1914–1926*. Hg. v. Heinrich Detering u.a. Komm. v. Hermann Kurzke. Frankfurt a.M.: Fischer 2002, S. 770–777.
- Rorty, Richard: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 (stw; 981).
- Wiesing, Lambert: *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005 (stw; 1737).

Empfohlene Zitierweise:

Parau, Cristina Rita: Die Rezeption der deutschen Romantik um 1900. Eine post-strukturelle Analyse. <http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Die_Rezeption_der_deutschen_Romantik>

germanistik.ch
 Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft